

IN CHRISTUS

NR. 32/11 - November 2009
CHRISTLICHE GEMEINDE IN ADLISWIL
Postfach 586, CH-8134 Adliswil/Schweiz/Tel.(0041) 044-710-93-63
e-mail: hal.inchris@bluewin.ch
Im Internet: www.chrigemad.ch
Christlicher Gemeinde Verlag: www.chrigemue.ch
www.NeutestamentlichesZeugnis.Net
www.austin-sparks.net/deutsch

Das neue Gesicht des Christentums (Forts.)

Philip Jenkins

Kapitel 2 (Forts.).

Die Kraft in dem Buch (Forts.)

Es überrascht daher kaum, dass Gemeinden, die auf diese Fundamente gebaut worden sind, evangelikalen, am Buchstaben haftenden und apokalyptischen Ideen zu neigen. In den letzten Jahren wurden die anglikanischen Kirchen, die sich am meisten der Ordination und Vereinigungen von Homosexuellen - Nigeria, Kenya, und Uganda - entgegenstellen - durch die evangelikale Kirchenmissionsgesellschaft gegründet wurden, während die eher liberale südafrikanische Provinz den Einfluss seiner anglo-katholischen Gründer reflektiert, die offener waren für kritische Bibelgelehrsamkeit. Auch bringt, obwohl das Christentum seit langem im größten Teil Afrikas tiefe Wurzeln gefasst hat, ein ständiger Einfluss von amerikanischen und europäischen Predigern und Erweckungsleuten neue Aufrufe zu biblischer Orthodoxie herbei. Quer durch den Kontinent schulden Vorstellungen vom geistlichen Kampf viel dem Werk des britischen Pfingstevangelisten Derek Prince, während

Reinhard Bonnke aus Deutschland viele der größten und spektakulärsten Erweckungen in der Geschichte des Christentums angeführt hat.

Natürlich ist dieser fremde Einfluss nur ein Teil der Geschichte. Wir müssen damit vorsichtig sein, stereotypische Vorstellungen aufrechtzuerhalten, die besagen, dass der weiße Missionar seine Vorstellungen in die Köpfe seiner unterwürfigen eingeborenen Zuhörer hineinpaukt, fast buchstäblich mit vorgehaltener Pistole. Auch wenn Missionare mit dem Prozess der Christianisierung begonnen haben, hatten sie wenig Kontrolle darüber, wie oder wohin dieser Pfad letztlich führen würde. Wenn wir der Verbreitung des Christentums quer durch Afrika und Asien vom neunzehnten Jahrhundert an und danach nachspüren, erkennen wir die Rolle von Basisbehelfsmitteln von diffusen Glaubensanschauungen, durch Migranten und Reisende, quer durch soziale und familiäre Netzwerke. Während sie sich von Gemeinschaft zu Gemeinschaft bewegte, wurde die Botschaft fast unmerklich verändert. Missionare konnten Ideen einführen, doch diese waren nur erfolgreich und konnten Anhänger gewinnen, wenn sie eine lokale Zuhörerschaft ansprachen, wenn sie in lokalen Begriffen Sinn machten. Manchmal waren selbst die Missionare entsetzt von den grundsätzlich verschiedenen und radikalen Formen, welche die christliche Botschaft annahm, wenn sie in lokale Gemeinschaften Eingang fand. Afrikanische und asiatische Gläubige schufen ihre eigenen apokalyptischen, messianischen oder Heilungsbewegungen, welche die christlichen Lehren neu formulierten in Formen, die den lokalen Traditionen angemessen waren. Gleichzeitig gelang es Ideen, die mit lokalen Empfindlichkeiten kollidierten, nicht, Wurzeln zu entwickeln, am offensichtlichsten die Ermahnungen, den entsprechenden kolonialen Imperien gegenüber treue Untertanen zu bleiben. Missionare konnten die christlichen Rahmenbedingungen erfolgreich einführen, auch die Texte, die es unterstützten, doch, wenn sie dies einmal getan hatten, erlangten diese Glaubensanschauungen ihr eigenes Leben.

Dieselbe Beobachtung gilt dann, wenn Gelehrte über neue Wellen der Evangelisation diskutieren, die sich als das verbreiten, was eine enge Nachbildung des Fundamentalismus nach amerikanischem Stil zu sein scheint. Um den Titel einer wichtigen Studie zu verwenden, scheint das Wachstum solcher Gemeinden rund um die Welt auf den ersten Blick *Exporting the American Gospel* darzustellen. Ohne Zweifel hilft amerikanisches Geld und amerikanischer Einfluss Anbetungsstile zu for-

men, und sowohl in religiösen als auch in säkularen Dingen üben westliche Medien weltweit einen nachhaltigen Einfluss aus. Doch wie in früheren Zeiten liegen die Ideen, die durch mächtigere «Exporteure» der Evangelisation amerikanischen Stils mit vielen anderen Strängen christlichen Glaubens und christlicher Praxis im Wettstreit, oft mit tiefen Wurzeln in einer besonderen Kultur; und wir können nicht automatisch annehmen, dass die Ideen, welche die reichsten Ressourcen hinter sich haben, auch triumphieren werden. Ähnliche Punkte gelten übrigens auch für Formen des radikalen Islam, die vom arabischen Golf exportiert werden und die so enthusiastisch durch Ölgeld gestützt werden. Die Gemeinschaften, auf die solche Ideen abzielen, mögen arm sein, aber sie stellen keine kulturelle leere Schiefertafel dar, auf welche fremde Vorstellungen willkürlich hingeschrieben werden können.

Die Frage ist nicht so sehr die, wie spezielle Ideen präsentiert werden, sondern warum diese mehr als andere den Markt beherrschen sollten, warum sie ein solch breites und enthusiastisches Gefolge erlangen sollten. Kein Nigerianer wird gezwungen, hinzugehen und Reinhard Bonnke zu hören, obwohl Millionen seine Erweckungsfeldzüge freiwillig besuchen. Bei der Diskussion um die Wirkung von Derek Prince auf westafrikanische Vorstellungen von Exorzismus und Befreiung gibt Paul Gifford zu bedenken, dass die Euroamerikaner diese Themen nicht einführen, sondern sie eher auf attraktive Weise in einer modern aussehenden westlichen Verpackung darbieten. Der Inhalt wurde akzeptiert, weil er sich so vollkommen mit tief eingewurzelten afrikanischen Themen vermischt. Wie Gerald West bemerkt: «Afrikaner haben mit der Bibel nicht mit leeren Händen gehandelt, und sie waren auch keine passiven Empfänger».

Das Wort lesen

Um den sehr hohen Respekt zu verstehen, welcher der biblischen Autorität im globalen Süden gezollt wird, müssen wir über das missionarische Erbe hinausblicken und die Mittel in Rechnung stellen, durch welche die Bibel in besonderen Gesellschaften ankam. In gewissen Fällen gelangten die christlichen Schriften zu Nationen, in welchen die Vorstellung von heiligen Schriften bereits bekannt war, ebenso eine erhöhte Sicht von der Kraft des Textes, so dass die Bibel tatsächlich an die Stelle älterer heiliger Schriften trat. Nicht jeder angebliche Fall von Kontinuität muss unkritisch übernommen werden, da Schriftsteller manchmal solche Anschuldigung-

gen aus polemischen Gründen anführen, doch einige der angeführten Dinge sind vielsagend. David Kwang-sun Suh bemerkt, dass «das Christentum in Korea gründlich in die koreanische religiöse Kultur hineingeprägt wurde. Die hierarchische Struktur der koreanischen Kirchen ist eher konfuzianistisch als christlich - Der buchstäbliche biblische Fundamentalismus vieler koreanischer Christen ist im Grunde tief im alten Ethos des neo-konfuzianistischen Buchstabenglaubens verwurzelt und geht nicht auf Einflüsse von äußeren Quellen zurück.

Viel eher jedoch wuchs das Christentum in Gesellschaften, in welcher der Buchstabenglaube nur auf eine winzige Elite begrenzt war. Im modernen Indien hat das Christentum seinen größten Erfolg unter Leuten aus den geringsten und verachteten Kasten den Dalits oder den Unterdrückten, erlangt; für diese Leute war es besonders verboten, Sanskrit zu lernen, das ihnen den Zugang zu den hinduistischen Schriften gebracht hätte, und typischerweise waren sie in jeder Sprache ungebildet. In großen Teilen Afrikas traf das Wort in der gleichen Verpackung ein wie die revolutionären Ideen des geschriebenen Wortes, und es braucht einen realen Akt der Vorstellung, sich die Kraft und Autorität des geschriebenen Textes in Erinnerung zu rufen. In gewissen Gebieten konnte das Wort «Leser» ein Synonym für «Christ» sein.

Am Anfang war das Buch, und was für eine seltsame Idee war das. Yvonne Veras Novelle *Nehanda* liefert eine erdichtete, aber glaubwürdige Erzählung von der ersten Begegnung eines Afrikaners mit einem weißen christlichen Kleriker, in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, dort, wo das heutige Simbabwe ist. Als er sah, wie der Missionar las, fragte ihn der Afrikaner Kaguvi: «Was wird geschehen, wenn diese Seiten zu Staub werden?» Der Europäer erklärt: «Es gibt viele Kopien von diesem Buch, und es können noch mehr hergestellt werden. Dieses Buch kann niemals sterben». Kaguvi ist verwirrt, um so mehr, als der Geistliche ihm versichert, dass er nur einen Gott anbetet: aber ist dann nicht das unsterbliche Buch ein Gott?» Kaguvi ist fasziniert. Der Gott des Priesters kann in viele Stücke zerbrechen. Aber ein Gott, der sich selbst auf diese bescheidene Weise manifestieren muss, tat ihm auch leid. Er konnte nicht verstehen, warum ein Gott sich hinter Zeichen auf einer Seite verstecken sollte. «Er ist in Ihrem Buch, aber er ist auch in vielen Büchern. Ihr Gott ist in der Tat seltsam». Auf irgend eine geheimnisvolle Weise war das Buch mit der Macht der Gottheit verbunden.

Das neue Christentum schritt mit der Schriftlichkeit voran, und dies in Gesellschaften, in welcher die Mündlichkeit die traditionelle Weise der Kommunikation und Wissensvermittlung gewesen war. Wie im ersten Christentum des mittelalterlichen Europas verleiht der Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit dem geschriebenen Text eine enorme symbolische Kraft, dem Buch, das in manchen Fällen das einzige tatsächliche Buch in einem bestimmten Haushalt war. In vielen Teilen des modernen Afrika besitzen selbst viele Pastoren kein anderes Buch ausgenommen die Bibel, und auch diese nicht in einer ausgefeilten Studienausgabe.

Auch wenn Leute zu lesen anfangen, fanden sie sich nicht sogleich mit Büchern oder Texten zurecht. Auch noch nach Generationen waren Bücher und Zeitschriften etwas, das man gelegentlich in einem müßigen Moment aufgriff. Um die Einstellung derer, die kürzlich Lesen gelernt hatten, zu verstehen, können wir die globale Wirkung betrachten, den John Bunyans Text des siebzehnten Jahrhunderts *The Pilgrims Progress* hatte, der sich eines phänomenalen Erfolges im christlichen Afrika erfreute. Gemäß der südafrikanischen Gelehrten Isabel Hofmeyr, bestand Bunyans Appell darin, dass er selbst in einer plebejischen Kultur aufwuchs, die in Bezug auf den Status des Lesenkönnens stark dem Afrika des zwanzigsten Jahrhunderts glich: In diesem Sinne sprach Gleiches zu Gleichem. Bunyan selbst konnte lesen, aber er entstammte einer Gesellschaft, die noch immer in einer mündlichen Kultur wurzelte, mit einer zweideutigen Einstellung zum geschriebenen Text. Obwohl Dokumente ein immenses Gewicht besitzen, sind sie geheimnisvolle Dinge, die man in Visionen wahrnahm oder die durch engelhaftige Besucher übermittelt wurden. In *The Pilgrim Progress* erscheinen Dokumente als fliegende Schriftrollen oder Eingravierungen auf einem Thron. Texte wurden «mit Ehrfurcht betrachtet, aber man vertraute ihnen nicht vollständig», so dass ihre Authentizität durch eine mystische Heimsuchung, durch einen Traum oder eine Vision bestätigt werden musste. Der Status von Texten und Schriftstücken wurde zusätzlich erschwert durch die unterdrückerische Art und Weise, in welcher Dokumente durch die Eliten der Regierungskräfte und des Gesetzes verwendet wurden. «Dokumente sind Paradoxe. Auf der einen Seite sind sie Stützpfiler im Theater des Regierens, der Politik und des Zwanges. Auf der anderen Seite markieren sie geistliche Autorität». Dokumente können Pässe sein - Papiere, die die Polizei verlangte, um sie einzusehen, bevor sie einen erlaubte, weiterzufahren - oder sie können einen Pass zum

Himmel sein».

In einer solchen Halb- oder neugebildeten Welt kann man selbst die Fähigkeit, zu lesen, als ein wunderhaftes Phänomen betrachten. Einige moderne afrikanische Propheten berichten, sie hätten die Fähigkeit, zu lesen, durch eine himmlische Intervention empfangen, oder dass sie ihre Offenbarungen durch spezielle Schriftstücke vermittelten, die ihnen durch göttliche Inspiration geoffenbart worden seien. Der Xhosa Prophet Ntsikana «entdeckte Lieder, die auf dem Saum seines Mantel voll ausformuliert waren». Wenn Amerikaner solche Geschichten lesen, denken sie vielleicht an die Karriere des Propheten Joseph Smith, mit seinen geheimen Schriften, engelhaften Interventionen, und mystischen Entzifferungssteinen, und an seinen Spott bezüglich akkreditierte religiöse Experten. Ein anderer südafrikanischer Prophet, Isaiah Shembe, berichtete: «Nein, mir wurde das Lesen und Schreiben nicht beigebracht; sondern ich bin imstande, ein wenig die Bibel zu lesen; und das kam zu mir durch eine Offenbarung und nicht durch Lernen. Es kam zu mir durch ein Wunder... Gott sandte Shembe, ein Kind, damit er wie ein Weiser und Gebildeter sprechen konnte». Um seine Offenbarung zu bestätigen, zitierte Shembe Mt. 11,25, wo Jesus Gott dafür pries, dass er seine Weisheit den Säuglingen geoffenbart habe, während er sie den Weisen gegenüber verbarg. Dieser Vers hat einen besonderen Appell für Radikale und prophetische Figuren, die das religiöse Establishment herausfordern, besonders wenn der Konflikt in Nord-Süd Begriffen ausgetragen wird, wie nichtweiße «Säuglinge» selbstgefällige weiße Gelehrte konfrontieren.

Der besondere Wert, der dem geschriebenen Text beigelegt wird, bedeutet nicht, dass neue Gläubige leichtgläubig waren und jedem Wort der neuen Geschichte glaubten, der sie ausgesetzt wurden - oft stellten sie konkrete Fragen - doch die entstehenden Gemeinden wurden allgemein auf eine profunde Verehrung für den geschriebenen Text aufgebaut. In einer traditionellen Gesellschaft wird die Fähigkeit, die Bibel lesen zu können, zu einem Akt der Selbstbehauptung, des Vertrauens und potentielltem Widerstand.

In unseren Sprachen sprechen

Wenn wir uns ebenfalls auf ältere europäische Erfahrungen zurückbesinnen, tritt das Wort in vertrauter Sprache auf. Auch wenn das Hebräische und Griechische sei-

ne eigene geheimnisvolle Kraft besitzt, präsentiert der übersetzte Text das inspirierte Wort in einheimischer Sprache, indem sie aufs Mal das Göttliche domestiziert und die Sprache erhebt, die ihr Gefäß wird. Dieser Punkt ist einem amerikanischen oder britischen Auditorium schwer zu vermitteln, das stets eine englische Bibel kannte, das weiß, dass St. Paulus - wie Shakespeare - die ärgerliche Gewohnheit hatte, in der obskuren Elisabethanischen Sprache zu schreiben, mit all ihren «thous» und «thees». Doch einige Berichte von der europäischen Reformation helfen uns, die ursprüngliche Wirkung der Alltagssprache zu rekonstruieren. Martin Luther selbst kannte die verführerische Kraft der Bibel, und zahllose Leser seiner deutschen Übersetzung berichten von ähnlichen entnervenden Begegnungen mit dem Text. Nachdem der frühe englische Protestant John Rogers den den kirchlichen Autoritäten gefangen genommen worden war, hielt ihm ein Bischof einen Vortrag über die Torheit, einheimische Texte in ungelehrte Hände zu legen. Schließlich, sagte er, ist diese Bibel bloß totes Wort, es sei denn, sie werde durch qualifizierte Experten interpretiert. «Nein!», schrie Rogers, «die Schrift ist lebendig! Sie brennt!»

Über vier Jahrhunderte lang haben europäische und nordamerikanische Christen die ungeheure Notwendigkeit erkannt, dass die Schrift in die örtliche Umgangssprache übersetzt werden musste als Grundlage für das christliche Wachstum in diesen Gesellschaften. Wie Kwame Bediako bemerkt, ist die Geschichte des afrikanischen missionarischen Christentums die Geschichte der Bibelübersetzung. Heute ist mindestens ein Buch der Bibel für ungefähr 650 von Afrikas 2000 Sprachen erhältlich, und 150 Sprachen haben ganze Bibeln. Und eine übersetzte Bibel fordert konventionelle Bilder von missionarischem Imperialismus heraus. Ist die Bibel einmal in eine Umgangssprache gebracht, wird sie zum Besitz des betreffenden Volkes. Sie wird zur Yoruba Bibel, zu einer chinesischen Bibel, zu einer Zulu Bibel; und das in Frage stehende Volk hat einen ebenso großen Anspruch darauf wie die Nation, die sie ihm zuerst gebracht hat. Sie ist nicht mehr bloß englisch oder französisch.

Schon die bloße Ebene, auf der diese Übersetzungen verbreitet werden, ist unvorstellbar! Allein im Jahre 2004 verteilten die Vereinigten Bibelgesellschaften 25 Millionen Bibeln. Wenn wir bloß die größten in Frage kommenden Nationen betrachten, schloss diese Zahl 3,8 Millionen in Brasilien, 3,3 Millionen in China, 2 Millionen in Malaysia und Südkorea, 1,2 Millionen in Indien, fast 1 Million in Nigeria und 900 000 in Indonesien und Japan mit ein. Und diese Zahlen beziehen sich nur

auf vollständige Bibeln, nicht mitgezählt Neue Testamente, Bibelteile, oder ausgewählte Lesetexte. In Indien wurden über 30 Millionen von Auswahlen und «Teilen» verbreitet, zusätzlich zu den vollständigen Bibeln. Mit andern Worten: In einem einzigen Jahr verteilten die Gesellschaften 390 Versionen der Schrift, vollständig oder zum Teil. Sobald die Bibel in billigen Ausgaben erhältlich ist und weit verbreitet wird, hat sie das Potential, eine soziale Revolution in Gang zu bringen. Wie berichtet wurde, war Mao Tsetung so beeindruckt von den Taschenbibeln, die im China seiner Jugend verbreitet wurden, dass er diese Anregung in seinem legendären Kleinen Roten Buch nachahmte, das in den 60er Jahren eines der bestverkauften Bücher auf dem Planeten war.

Der Weg in die Freiheit des Geistes

von Manfred R. Haller

4.1c Das Ziel des Geistes (Forts.)

Die Gestalt der Fülle Christi (Forts.)

Sein Wille

Wenn wir nach dem Willen Christi fragen, denken wir wahrscheinlich sogleich an Stellen wie Joh. **4,34**: *«Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollbringe»*; oder **5,30b**: *«Ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat»*; oder **6,39**: *«Dies aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, dass ich von allem, was er mir gegeben hat, nichts verliere, sondern es auferwecke am letzten Tag»*; oder **7,17**: *«Wenn jemand seinen Willen tun will, so wird er von der Lehre wissen, ob sie aus Gott ist oder ob ich aus mir selbst rede»*. Alle diese Stellen beziehen sich auf den Willen des Vaters, also auf den Willen Gottes, und dieser Wille lässt sich am besten mit der klassischen Formel wiedergeben: **«Christus alles und in allen!»** (Kol. 3,11). Es ist gut, wenn wir uns neu in Erinnerung rufen, was diese Aussage bedeutet. Oft reden wir so leichtfertig davon, dass Christus uns alles bedeute, dass wir nichts als Christus wollten und es uns um nichts und niemand außer Christus ging, und doch, wenn wir dann zu den De-

tails kommen, kommt alles andere als Christus dabei heraus. Gesundheit, Familie, Arbeit, Freizeit, persönliche Interessen sind uns weit wichtiger als «Christus», auch wenn wir es gefühlsmäßig so meinen, wie wir es sagen.

Christus alles

Ist uns Christus wirklich alles? Geht es uns in allem wirklich allein um Christus, wie wir das gerne behaupten und fromm bezeugen? Ich denke, wenn wir ehrlich sind, müssen wir die Frage glatt mit «nein» beantworten. Natürlich möchten wir Christus wirklich bei allem an die erste Stelle setzen; natürlich ist es unsere Absicht, bei allem zuerst auf Christus zu blicken und seine Interessen im Auge zu behalten. Aber wie so oft klaffen dabei Wunsch und Wirklichkeit weit auseinander. Wir leben ja in dieser Welt und müssen uns notgedrungen mit viel alltäglichem Kleinkram beschäftigen, der es uns unmöglich macht, ständig «Christus im Auge zu behalten» und bei allem zuerst an ihn zu denken. Die Kinder müssen versorgt und in die Schule begleitet werden. Die täglichen Verrichtungen nimmt uns auch niemand ab, und der Beruf nimmt uns so sehr in Beschlag, dass wir froh sind, wenn wir am Feierabend oder am Wochenende abschalten und ein bisschen wegtreten können. So sollte da noch viel Zeit übrig bleiben, sich mit «Geistlichen» Dinge zu beschäftigen und über fromme Dinge nachzudenken? Überlassen wir das doch denen, die dies berufsmäßig tun müssen, und lassen wir uns von ihnen mit dem Notwendigen versorgen.

Aber darum geht es ja gar nicht. Vielmehr steht die Frage zur Diskussion, ob wir Christus mitten in unser Leben, in unsere Alltagswirklichkeit, hereinnehmen und ihn überall mit einbeziehen, so dass nichts «ohne Ihn» und ohne «seine Zustimmung» und «sein Wohlgefallen» geschieht. Dazu braucht es keine besonderen Auszeiten oder Anstrengungen. Es geht ganz einfach darum, ob ich etwas mit oder ohne den Herrn tue, ob er etwas zu sagen hat zu meinen Entscheidungen, Wünschen, Erwartungen, Hoffnungen, Träumen oder nicht. Ich habe es mir vor vielen Jahren zur Gewohnheit gemacht, bei allem, was in meinem Alltag so anfällt, immer zuerst den Herrn aufzusuchen und ihn zu fragen, was er davon halte. Natürlich geschieht dies nicht stets in ausgedehnten Gebetszeiten. Oft genügt ein schlichter «Aufblick» zum Herrn, und das Gewissen reagiert und ich weiß, dass der Herr zustimmt oder «nein» sagt. Frühere Generationen verstanden sich noch sehr gut

darauf, wenn ich da an meine alte «Gotte» und meinen «Götti» denke, die beide hingegebene Gotteskinder waren. Wie oft haben sie mich gefragt: «Was sagt der Herr Jesus dazu? Hast du den Herrn Jesus schon gefragt?» Ihr Glaube und ihr praktisches Christenleben haben mich stets beeindruckt und wohl auch mehr beeinflusst, als ich mir bewusst bin. Aber auch darum geht es nicht grundsätzlich. Viele Gotteskinder fragen mehr oder weniger den Herrn, bevor sie Entscheidungen treffen, aber deshalb ist der Herr noch lange nicht das Zentrum ihres Denkens und Lebens. Es geht letztlich darum, ob der Herr «ein und alles ist», ob wirklich nichts ohne ihn geschieht, ob er in allem das Zentrum, die entscheidende Mitte, ist. Dazu gehört, dass wir unser Leben bewusst vor ihm leben, dass seine Gegenwart ständig in unserem Bewusstsein vorhanden ist, was immer wir tun, wo immer wir gehen und stehen. Da meine Eltern und das geistliche Milieu, in dem ich aufwuchs, mich ständig mit dieser Frage konfrontierten, ist es mir von klein auf (noch bevor ich zur Schule ging), zur Gewohnheit geworden, mich überall in der Gegenwart des lebendigen Herrn zu wissen, ihn bei allem zu fragen und mit einzubeziehen. Da ich durch meine Zugehörigkeit und aktive Teilnahme bei der Heilsarmee eine sehr einsame Jugendzeit durchmachte (als einziger Bub neben vier sehr bestimmenden Schwestern - mein älterer Bruder und die älteste Schwester waren früh außer Haus), weil niemand deswegen mit mir spielen wollte, lernte ich früh, alle meine Sorgen und Kämpfe mit dem Herrn zu besprechen und mir in seiner Gegenwart Trost zu suchen. Ich musste mir daher keine besondere Mühe geben, es war mir ein stetes Bedürfnis, mit dem Herrn über meine täglichen Nöte zu sprechen und mich auch in seiner Gegenwart zu freuen, wenn jemand freundlich zu mir war. Es ist klar, dass es unter solchen Umständen nur die logische Konsequenz war, dass Christus mir alles bedeutete, da ich sonst niemand hatte, der mich verstand und sich meiner annahm (Ich hatte gute Eltern, aber da wir sieben Kinder waren, konnten sie sich nicht jedem einzelnen Kind besonders widmen). Immer wieder zog ich mich in mein Zimmer zurück und schüttete ihm mein Herz aus, oder ich schrieb Briefe an ihn, wodurch ich meine Sorgen los werden konnte. Ich habe diese Briefe leider nicht aufbewahrt, aber sie haben mir sehr geholfen, mich in seine Gegenwart zu begeben und mich in seiner Gegenwart wohl zu fühlen.

Ich bin mir bewusst, dass es die besonderen Umstände waren, die mich dazu bewegten, mich so immer wieder in die Gegenwart des Herrn zu flüchten, so dass sie zu meiner zweiten «Wirklichkeit» wurde. Was immer mich beschäftigte, wozu immer

ich mich zu entscheiden hatte, mein erster Weg war der zu ihm, in mein Zimmer, auf die Knie, und ich spürte, wie er seine Hand auf mich legte und mich tröstete. So entwickelte sich im Laufe der Jahre eine sehr enge Beziehung zum Herrn, um die mich immer wieder Menschen beneideten. Doch wenn sie die Umstände gekannt hätten, die zu dieser innigen Beziehung geführt haben, wären sie da wohl etwas vorsichtiger geworden.

Nun ist es nicht meine Meinung, dass wir alle zuerst durch große Trübsale und persönliche Schwierigkeiten geschleust werden müssen, um eine solch enge Beziehung zum Herrn aufzubauen. Das ist gar nicht notwendig. Wichtig ist nur, dass wir - wie auch immer - lernen, zuerst mit allem zum Herrn zu gehen und alles mit ihm zu besprechen. Dann ergibt sich eine solche Beziehung von selbst. Denn seine Gegenwart, wenn wir uns einmal in sie eingelebt und ein Empfinden für sie gewonnen haben, ist so unaussprechlich, so beseligend und erbaulich, dass wir, wenn wir einmal dazu gelangt sind, sie nicht mehr missen möchten. Es geht Kraft aus von seiner Gegenwart, und diese Kraft legt sich auf uns und gibt uns das Bewusstsein, bereits jetzt im Himmel zu sein. Dabei sind nicht die Gefühle wichtig, die sich dabei einstellen mögen, sondern das Wissen, dass wir uns unmittelbar in seiner Gegenwart befinden, dass uns der Himmel umgibt und dass uns alle Kräfte des Himmels durch ihn zur Verfügung stehen.

Ist Christus uns wirklich alles? Geht es uns wirklich allein um ihn? Wir sollten in unseren christlichen Aussagen etwas vorsichtiger sein. Wenn wir nämlich beim Wort genommen werden, stellt es sich leicht heraus, dass es uns keineswegs allein um Christus geht, dass da noch viele andere Interessen mitspielen - auch wenn wir sie alle mit Christus in Verbindung setzen und versuchen, in seinem Sinne zu handeln. Wenn es uns allein um Christus geht, werden alle anderen Dinge unwichtig. Da ist er die Mitte unserer Vergangenheit, unserer Gegenwart und Zukunft. Da gibt es nichts, was sich von ihm lösen und selbständig machen könnte. Da kümmert er sich um alles, und wir wissen uns frei und ungebunden in seiner liebenden Gegenwart. Möge der Herr uns helfen, dieses Bewusstsein zu entwickeln und zu pflegen.

Christus in allen

Hier betreten wir ein schwieriges Gelände. Christen sind sehr schnell bereit, zu be-

zeugen, sie würden in allen übrigen Gotteskindern Christus sehen und allen zugestehen, dass es ihnen um Christus und um nichts anderes geht. Aber wenn man dann genauer hinhört, wie sie mit einander und über einander reden, merkt man sehr schnell, dass es da um viele Äußerlichkeiten geht, um Vieles, das wenig bis gar nichts mit Christus, sehr viel aber mit unserer Auffassung von Gott, Gottesdienst und Christentum zu tun hat. Da geht es dann wirklich nicht um Christus, sondern um unsere Sicht, um unsere geistliche Einstellung, um unsere Beziehungen zu anderen Christen, Gemeinde und Gemeindefragen, u.v.a.m. Wenn es uns wirklich darum ginge, Christus - und nichts und niemand als Christus - in allen anderen Christen zu sehen, dann würden wir sofort aufhören, über Kirchen und Denominationen, über theologische Themen, über Gaben und Kräfte zu reden. Denn das alles hat primär gar nichts mit Christus persönlich zu tun. Wenn es wirklich um Christus und um ihn allein geht, dann sprechen wir von Ihm, dann geht es um unsere Liebe und Hingabe zu ihm, um unsere Treue ihm gegenüber, darum, wie wir ihm dienen und ihn verherrlichen können; um nichts anderes.

Ist es nicht so, dass wir uns gegenseitig nach unserer Gemeindegliederzugehörigkeit beurteilen und einstufen? Drehen sich unsere Diskussionen nicht ständig um Gemeindestrukturen, Leitungsfragen, um die Frage, ob Geistesgaben zeitgemäß oder antiquiert sind, usw.? Ich bin jetzt 66, und da ich bereits mit ungefähr 6 Jahren den Herrn Jesus als persönlichen Heiland kennengelernt und angenommen habe, habe ich in den dazwischenliegenden 60 Jahren an vielen Gesprächen teilgenommen und wurde in viele Diskussionen verwickelt, wo es um alles andere als um Christus allein ging, obwohl wir immer behaupteten, Christus sei unser ein und alles. Nehmen wir schon nur das unendliche Thema der Geistesgaben. Man braucht sie nur zu erwähnen, und schon entbrennt eine heftige Diskussion des Für und Wider, und es bilden sich auch die entsprechenden Gruppen, oft sehr spontan. Würde es uns um Christus allein gehen, wären alle diese Themen hinfällig, denn in Christus haben wir alles leibhaftig, in der Gestalt eines Leibes, da stehen uns alle Gaben und Kräfte unmittelbar zur Verfügung, und wir müssen sie nur anwenden. Hören wir also auf, solche Diskussionen zu führen, und halten wir uns an Christus selbst, persönlich, und lassen wir ihn unser Ein und Alles sein. Was wir dringend brauchen, ist eine tiefere Kenntnis des Herrn selbst, seiner Person, seines Wesens, seiner Stellung im Ratschluss Gottes und seiner ewigen Bestimmung. Christus ist nicht nur eine Person der göttlichen Dreieinigkeit, Christus ist ein ganzes Universum. In ihm sum-

mieren sich alle geistlichen und materiellen Dinge. Er trägt und durchdringt sie, und er ist ihr eigentliches Wesen und ihre wahre Wirklichkeit. Möge der Herr uns die inneren Augen öffnen, so dass wir erkennen, wer er wirklich ist.

Sein Wesen

Vor allen Dingen ist er der Sohn Gottes, das Antlitz Gottes, die Wirklichkeit und Herrlichkeit Gottes, der Ausdruck Gottes: *«Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat»* (Joh. 12,45). Das eigentliche Wesen, die eigentliche Natur Gottes, und somit auch Christi, ist die Liebe: *«Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm»* (1. Joh. 4,6). Liebe ist Zuwendung, Hingabe, eine absolute Verpflichtung gegenüber einem Menschen bzw. Gott, und das Wesen dieser Zuwendung ist Gemeinschaft.

Liebe ohne Gemeinschaft ist keine Liebe. Die Liebe manifestiert sich ja erst durch die Gemeinschaft, die Liebende mit einander pflegen. Leider wird vieles von dem, was wir Gemeinschaft nennen, eher durch Gottesdienstformen, durch Versammlungen, durch Traditionen und Überlieferung geprägt als durch wahre Gemeinschaft. Jede Gemeinschaft lebt von der persönlichen Zuwendung, von Vertrauen und Hingabe, von Interesse und Freude aneinander und für einander. Wo diese fehlen, kann man eigentlich gar nicht von Gemeinschaft sprechen.

Wenn wir das Leben Jesu betrachten, werden wir sogleich in das Wesen echter Liebe eingeführt: Mit allen und jedem pflegte er Gemeinschaft, er war für alle zu sprechen (außer vielleicht für die frommen Pharisäer die ihn immer wieder in theologische Diskussionen verwickeln wollten). Er kümmerte sich um die Geringsten im Volk, um die Verstoßenen (vgl. Aussätzige), ja, er pflegte öffentlich Umgang mit Frauen, was für einen frommen Juden eigentlich undenkbar war, es sei denn, es handle sich um die eigene Frau oder um Familienangehörige! Bei Jesus spielte das alles keine Rolle. Er war für jeden und jede da, die ihn brauchten, er kümmerte sich um sie, half ihnen, heilte sie oder richtete sie auf, wenn sie bekümmert und belastet waren.

Das wurde ihm ja schließlich auch zum Verhängnis. Deswegen wurde er letztendlich hingerichtet. Es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn Christen anfangen, sich

abzukapseln, nur noch mit bestimmten Gleichgesinnten Gemeinschaft zu pflegen, wenn dogmatische oder Bekenntnisfragen ihre Gemeinschaft bestimmen. Das widerspricht ganz dem Geist Christi.

Christus war für alle da, und er wies niemanden ab. Er hatte ein besonderes Herz für die Gescheiterten, die Abtrünnigen, die Ausgeschlossenen und Verachteten. Ja, von ihm sagte Jesaja sogar: *«Er hatte kein Ansehen, dass wir Gefallen an ihm gefunden hätten. Er war verachtet und von den Menschen verlassen, ein Mann der Schmerzen und mit Leiden (Krankheit) vertraut, wie einer, vor dem man das Gesicht verbarg. Er war verachtet, und wir haben ihn für nichts geachtet»* (Jes. 53,3).

Aber er nahm sich ebenso Zeit für die Frau aus Samaria und für den Pharisäer Nikodemus, der ihn nachts aufsuchte, weil es für ihn am Tag zu riskant war. Er berührte sogar Aussätzigte (Mk. 1,40), was ein frommer Jude nicht hätte tun dürfen, weil er sich dadurch verunreinigt hätte. Für Jesus spielte das alles keine Rolle. Er sah die Not der Menschen und half ihnen, ganz gleich, was die religiöse Welt dazu sagte. Er liebte eben die Menschen, die zu ihm kamen, und sah in ihnen nicht einfach Fälle, die man so oder so zu behandeln hatte. Es wäre gut, wenn wir Christen uns dies wir ganz bewusst machen würden. Unsere Gemeinschaft und unsere Beziehungen untereinander sind nur allzu oft durch Vorurteile, durch Sym- oder Antipathie belastet, wir gehen mit den Menschen um, die uns gefallen und mit denen wir uns gut verstehen, und lassen die anderen außen vor. Das sollte in der Gemeinde des Herrn Jesus nicht so sein. Jesus verstand sich mit allen, bekannte sich auch zu allen, auch zu den Sündern und Gefallenen, und sogar zu den Gottlosen. Für alle war er da, für alle war er der Heiland, der Erlöser, der Zurechtbringer, usw. Und genau dieser Geist sollte auch die Gemeinde bestimmen und prägen. Wir sollten daran gehen, unsere frommen Ställe auszumisten. Alle Menschengefälligkeit, alles Vorziehen und Bewundern, muss gehen. Niemand darf bevorzugt oder als besonders geistlich betrachtet werden. Wir alle sind begnadigte Sünder, und wenn nicht der Herr für uns einträte, wären wir schon längst verloren.

Ein weiterer typischer Charakterzug von Jesus war seine unwahrscheinliche Geduld. Er hörte den Menschen zu, nahm sich ihrer an, nahm sich Zeit für sie, selbst wenn er selbst dabei um sein eigenes Essen kam. Nur gegenüber den Pharisäern zeigte er sich oft hart und abweisend, und dies aus den bekannten Gründen. Es war

nicht, dass er sie nicht auch liebte. Aber sie wollten ihn für sich beanspruchen, sie wollten ihn aus seiner Rolle locken und aus ihm einen gelehrten Rabbi machen, und das konnte er nicht zulassen. Dazu war er nicht gekommen. Jesus war ganz bestimmt kein frommer Pharisäer. Er war fromm, absolut fromm, ja sogar aufs äußerste fromm und Gott hingegeben, aber seine Frömmigkeit zeigte sich in seiner Hilfsbereitschaft und in seiner Geduld, die er den Menschen gegenüber erwies. Das war sein typisches Kennzeichen. Und darin unterschied er sich grundsätzlich von den Pharisäern und Schriftgelehrten.

Seine Mission

Jesus sagte von sich: *«Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder»* (Mt. 9,13). Das war seine eigentliche Mission. Er sollte durch seinen Tod am Kreuz die Menschen, die der Sünden verfallen waren, in die Sohnschaft zurückrufen, zu der sie erschaffen wurden und für die sie seit jeher bestimmt waren. Für die Schwestern möchte ich beifügen, dass Sohnschaft nichts mit dem Geschlecht zu tun hat, sondern mit unserer Stellung vor Gott. Mit der Sohnschaft sind die «Töchter» immer mitgemeint, denn auch sie sind «Söhne» Gottes, ihrer Berufung nach. Nun, was bedeutet Sohnschaft eigentlich? Es bedeutet Reife, Maturität.

Wenn wir zum Glauben kommen, werden wir zunächst Kinder Gottes und wir nehmen uns auch wie Kinder. Wir freuen uns darüber, dass wir jetzt gerettet sind, und wir richten unsere Bitten an den Herrn im Bewusstsein, dass er uns zugesichert hat, uns alles zu geben, was wir nötig haben. Und wieviel haben wir doch nötig! Nach unserer Bekehrung wird unser geistliches Leben vorwiegend durch unsere Bedürfnisse bestimmt. Wir brauchen Liebe, wir brauchen Frieden, wir brauchen Kraft, wir brauchen Weisheit, usw. Und das alles hat uns verheißen, dass er es uns geben werde.

Aber Söhne werden nicht von ihren Bedürfnissen beherrscht. Ihr eigentlicher Antrieb ist ihre Berufung. Die Sohnschaft beinhaltet Herrschaft, als Söhne repräsentieren wir den Herrn im Himmel bzw. die Interessen unseres Gottes. Söhne übernehmen geistliche Verantwortung und scheuen sich nicht, Entscheidungen für Gott zu treffen. Sohnschaft bedeutet, dass wir den Dienst ausüben, den der «Sohn, vollendet in Ewigkeit», der Herr Jesus, auf Erden begonnen und ausgeübt hat und den er ja

dann auf seine Jünger übertragen hat: *«Wenn ihr aber hingeht, predigt und sprecht: das Reich der Himmel ist nahe gekommen. Heilt Kranke, weckt Tote auf, reinigt Aussätzige, treibt Dämonen aus! Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebt!»* (Mt. 10,8).

Sohnschaft bedeutet, dass wir auf Erden Ihn verkörpern, seinen Dienst weiterführen und tun, was immer er getan hat und in der entsprechenden Situation tun würde. So wird er auf Erden vertreten und repräsentiert, und so kann die Welt erkennen, dass Jesus Christus nicht eine historische Figur ist, an die Millionen von Menschen glauben und auf die sich ganze Denominationen berufen, sondern eine lebendige Realität, mit der sie zu rechnen hat und der gegenüber sie verantwortlich ist.

Auf uns liegt eine immense Verantwortung. Ist es nicht so, dass wenn die Welt die vielen verschiedenen Kirchen, christlichen Bewegungen und Gruppen vor sich sieht, sie Menschen mit verschiedenen Überzeugungen sieht, die sich entweder gegenseitig achten oder aus dem Wege gehen, die einander entweder loben oder aber verachten? Sie sehen alles Mögliche, nur nicht Ihn, den Herrn, selbst, verkörpert oder repräsentiert durch seinen Leib auf Erden. Es ist nur nicht gelungen, so von uns selbst wegzublicken, so dass die Welt erkennen kann, dass es uns einzig um ihn und seine Interessen und Bedürfnisse geht.

Die Welt hat es bei uns mit Menschen mit frommen Ideen und Überzeugungen zu tun, aber nicht mit Christus. Wir führen zwar den Namen Christi ständig im Mund, aber wir stellen ihn nicht dar, wir verkörpern ihn nicht, wir vollbringen nicht seine Werke und verkündigen schon gar nicht seine Welt, seine göttliche Wirklichkeit. Von uns wird eine radikale Kehrtwendung gefordert. Wir müssen lernen, diesen ganzen frommen Zirkus aufzugeben, darauf zu verzichten, vor den Menschen irgend etwas zu bedeuten oder eine fromme Rolle zu spielen, und allein Ihn zu repräsentieren, sein Wesen, sein Wort, sein Werk, seine Autorität, seine Herrlichkeit. Ich weiß, das sagt sich so leicht. Aber es muss gesagt werden, so dass es uns aufscheucht und uns zur Besinnung bringt. Wir haben ein weitmaschiges Christentum hervorgebracht, aber nicht Christus verherrlicht! Dafür müssen wir gerade stehen. Wir können dem Gericht entkommen, wenn wir anfangen, uns selbst zu vergessen und einzig und allein «in Christus» zu leben. Manfred R. Haller

Der Wille Christi war immer der Wille des Vaters:

Und dieser lautet: Alles und in allen Christus

Christus alles

Christus in allen

4.1c Das Ziel des Geistes (Forts.)

Die Gestalt der Fülle Christi (Forts.)

Sein Wille

IN CHRISTUS - November 2009